

Volkstümliche Aussprache des Schriftdeutschen.

Von Otto Behaghel.

In dem Novemberheft des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift handelt W. Pickert über die volkstümliche Aussprache des Schriftdeutschen. Er macht dabei einer ganzen Klasse von leidlich ehrenwerten Menschen einen schweren Vorwurf: „Täten unsere Sprachwissenschaftler in diesem Stücke ihre Schuldigkeit, so könnte die gesamte Sprach- und Befangeskunst nicht so übel beraten sein.“ Ich meinerseits möchte nun jedenfalls als „Sprachwissenschaftler“ meine Schuldigkeit tun und zeigen, daß die Ausführungen Pickerts höchst anfechtbar sind, zum Teil geradezu Falsches enthalten. Pickert handelt über die Aussprache des *e*-Lauts im Verhältnis zu ihrer „Spellung“. Zu diesem Wort macht er die Anmerkung: „Ein im Englischen und Niederländischen erhaltenes gutes Wort für Rechtschreibung, zu „spalten“ gehörend.“ Dazu ist zunächst zu bemerken, daß „Spellung“ (spelling, spellinghe) im Englischen und Niederländischen nicht „erhalten“, sondern neugebildet ist. Das Zeitwort, von dem es ausgegangen ist, hat ursprünglich „reden“ bedeutet (wir haben die Wurzel noch in „Beispiel“, altdeutsch „bispel“); wie aber ein Wort des Sprechens mit „spalten“ zusammenhängen soll, ist gänzlich unerfindlich; die Herkunft des Wortes ist bis jetzt unbekannt. Und seltsam: das eifrige Mitglied des Deutschen Sprachvereins will ein englisches Wort einführen, das den Meisten zunächst ganz unverständlich ist, statt des guten deutschen. Ich vermute freilich, Pickert ist dem Wort „Rechtschreibung“ abhold, weil er eben unsere Rechtschreibung nicht für eine rechte Schreibung hält.

Pickert verlangt, daß wir Hessen auch im nichtmundartlichen Verkehr die *e*-Laute so aussprechen, wie sie das Volk ausspricht, also *e*, gäben, läben, aber heben; und unsere allgemeine Aussprache müßte von Rechts wegen damit im Einklang stehen. Das wäre richtig, wenn in unserer Schrift die Verteilung der Zeichen *ä* und *e* mit dieser hessischen Aussprache übereinstimmte. Aber es ist etwas unbescheiden, zu verlangen, daß die Schreibung sich gerade nach dem Hessischen richten solle. Zum Beispiel die Bayern und Österreicher besitzen seit mehr als einem halben Jahrtausend nicht die Scheidung der *e*-Laute, wie das Hessische: sie sprechen geben, leben, lesen, treten mit dem engen *e*. Was würde Pickert nun wohl sagen, wenn er als Bayer aufgewachsen wäre, und unsere deutsche Rechtschreibung wäre auf das Hessische abgestimmt mit gäben, läben? Vielleicht würde er sie dann an der für ihn „volkstümlichen“ Art gemessen für falsch erklären; vielleicht aber auch trotzdem für richtig. Denn das Ältere ist ihm das Richtigere, das Bewahrenswerte. Den Vorzug des Älteren hat seinerzeit Wustmann mit Leidenschaft behauptet, und

das war auch die Meinung von Jakob Grimm. Heute ist diese Anschauung in den Kreisen der Wissenschaft längst überwunden. Wir wissen, daß die Dinge sich mit Notwendigkeit weiter entwickeln, daß stets die Anforderungen der Vergangenheit mit denen der Gegenwart im Kampfe liegen und daß untergeht, was unterzugehen verdient. Wenn Pickert auf die Bestrebungen der Gegenwart verweist, die das alte Eigene erhalten wollen, so vergleicht er Dinge, die nicht verglichen werden dürfen. Denn bei der menschlichen Rede handelt es sich um Tatsachen, die ganz unmittelbar ins Leben eingreifen, um die Fragen des täglichen Verkehrs, um den nicht zu umgehenden Zwang der Verständlichung.

Aber Pickert macht unserer Rechtschreibung noch einen ganz besonderen Vorwurf. Er stellt Paare von Wörtern zusammen, die zum selben Stamm gehören und doch das eine Mal mit *ä*, das andere Mal mit *e* geschrieben werden, z. B. älter — die Eltern (d. h. die Älteren), Hähne — Henne, Gespänge — Spengler, und meint: „daß hier bald Strichels *a* steht, bald bloß *e*, ist Willkür und Unwissenheit“. Dieser Ausspruch ist mir ein dunkles Rätsel. Denn von Willkür und Unwissenheit ist hier durchaus keine Rede. Es ist eine sonst ziemlich allgemein bekannte Regel unserer Rechtschreibung, und sie ist z. B. in meiner „Deutschen Sprache“ S. 209 zu lesen:

Man schreibt *ä*, wenn das Bewußtsein vorhanden ist, daß ein Wort mit *e*-Laut in Beziehung zu einem Wort mit *a* steht; man schreibt *e*, wenn dieses Bewußtsein nicht vorhanden ist; man schreibt also Gespänge, weil man dabei an Spange denkt, aber Spengler, weil der Spengler heute keinerlei Anlaß mehr gibt, an Spange zu denken. Man schreibt Sälchen, weil wir wissen, daß das ein kleiner Sal ist, aber wir schreiben Geselle, — und ich vermute, daß sogar sehr viele Leser des Pickertschen Aufsatzes die Zusammenstellung von Sälchen und Geselle gar nicht verstanden haben, — weil wir keine Ahnung davon haben, daß Geselle ursprünglich der Salgenosse ist. Und die Rücksicht auf die Verwandtschaft, die in der Schreibung mit *ä* ihren Ausdruck findet, ist keineswegs etwas „Dummes“, kein Zeichen von Unwissenheit, denn in der Sprachentwicklung selbst spielt die Rücksicht auf benachbarte Formen und Wörter eine gewaltige Rolle. Und in unserer Rechtschreibung selbst gibt es mehrfach auch sonst Beispiele, daß solche Rücksicht genommen wird. Die meisten Deutschen sprechen Jahrhundert mit Kürze der ersten Silbe, obwohl sie das *h* des einfachen Wortes Jahr behalten, und niemand spricht anders als villeicht, und doch schreibt jeder unentwegt vielleicht, weil er viel mit *ie* schreibt.

Zugunsten der volkstümlichen Aussprache macht Piktert noch geltend, daß sie eine feine Unterscheidung zwischen sich nahestehenden Wörtern biete: z. B. ich überlege etwas mit engem e, er ist mir überlegen mit weitem e. Dieser Gesichtspunkt verdiente Rücksicht, wenn es sich um Wörter handelte von genau derselben Lautgestalt, derselben Wortklasse angehörig, die in genau demselben Zusammenhang auftreten könnten; dann könnte die Verschiedenheit der Laute der Unterscheidung der Bedeutungen dienen; es wird aber im Zusammenhang des Satzes hier niemand im Zweifel sein, ob das Zeitwort oder das Beiwort gemeint ist. Es kommt also dieser Unterscheidung keinerlei sprachlicher Wert zu. Wenn Piktert in diesem Zusammenhang behauptet, daß stecken zwei verschiedene e-Laute zeige in den Sätzen: wann steckt ihr die Kartoffel? wo habt ihr gesteckt, so möchte ich Zweifel hegen an der Zuverlässigkeit dieser Angabe; ist sie zutreffend, dann stimmt das Beispiel nicht zu Pikterts Anschauung von der „Richtigkeit“ der volkstümlichen Aussprache, denn die ältere Sprache hat hier nur eine Art von Zeitwort, die mit dem engen e.

Ich kann also keinem der von Piktert für die volkstümliche Aussprache vorgebrachten Gründe irgendwelche Beweiskraft zugestehen.

Wohl aber gibt es sehr gewichtige Gründe gegen ihre Beibehaltung. Einmal schädigt sie den eigentlichen Zweck der Rede, die Verständlichkeit. Es ist zu bedenken, daß wir ja mit dem Ohr nicht jeden einzelnen Laut, jedes einzelne Wort auffassen, sondern einzelne Teile der an unser Ohr dringenden Rede, und diese werden von uns zum Ganzen vervollständigt. Wenn nun diese wenigen Teile noch von dem abweichen, was wir zu hören gewohnt sind, so wird die Verständigung ungemein erschwert, und so ist denn die Einheit der Aussprache von der größten Bedeutung. Wenige Wochen, nachdem ich in Basel mein Lehramt angetreten hatte, hatte ich eine Doktorrede eines Luzerners anzuhören. Der junge Mann sprach natürlich „hochdeutsch“, machte aber von dem Recht der „volkstümlichen Aussprache“ ausgiebigen Gebrauch. Ich muß bekennen, daß ich den größten Teil der Rede nicht verstanden habe.

Es gibt aber noch einen schwerwiegenden Grund, der für das von Piktert bekämpfte Verfahren, für den Anschluß der Aussprache an das Schriftbild, geltend gemacht werden muß. Piktert betrachtet die Einheit der Aussprache als das Ergebnis einer Ausgleichung zwischen der Aussprache der verschiedenen Stämme. Das ist aber eben falsch. W. Braune hat in seiner schönen Rektoratsrede vom Jahre 1904 („Über die Einigung der deutschen Aussprache“) dargelegt, daß die heute geltende Aussprache, soweit sie eben schon Einheit ist, unter dem Einfluß des Schriftbildes zustande gekommen ist. Im Gegensatz zu Piktert ruft er aus: „Her mit dem Schriftbild!“ Wenn Piktert breit und weit oder der

Taube und die Taube mit dem gleichen ei oder au ausspricht, wenn er in die Horde und dem Horte verschiedenen Zahnlaut hervorbringt, so hat ihm dafür keine volkstümliche Aussprache Vorbild sein können, sondern lediglich das Schriftbild; warum von dieser Entwicklung gerade die e-Laute eine Ausnahme machen sollen, ist nicht einzusehen. Sich einer notwendigen Entwicklung entgegenzustellen, hat keinen Sinn. Wie nahe diese Entwicklung liegt, zeigt das Beispiel von Sprachen, wo die Verhältnisse dafür viel ungünstiger liegen. Piktert scheint zu glauben, daß Englisch und Französisch einen solchen Einfluß der Schrift auf die Aussprache nicht kennen. Das ist in dem Grade unrichtig, daß sogar, worauf mich mein Kollege Horn hinweist, eigene Arbeiten über diesen Gegenstand erschienen sind: E. Koeppl, *Spelling-Pronunciations: Bemerkungen über den Einfluß des Schriftbildes auf den Laut im Englischen*, Hamburg 1901; W. Wolfsdorf, *Einfluß der Schrift auf die Aussprache des Neufranzösischen*, Bonner Dissertation von 1898, vgl. auch W. Horn, *Untersuchungen zur neuenglischen Lautgeschichte*, Straßburg 1905, Abschnitt III.

Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die Schule auf dem richtigen Wege ist, wenn sie für die Aussprache der e-Laute das Schriftbild maßgebend sein läßt. Nur in einem Punkte sollte sie es nicht tun, weil hier ihre Forderung nutzlos wäre: in den Fällen, wo ein e-Laut vor einer n-Verbindung steht; der Schüler wird sich meist vergebens mühen, ängstlich und enge, Männchen und Menschen in ihren e-Lauten zu unterscheiden; ungefähr in allen deutschen Mundarten werden alle derartigen Laute entweder überall weit oder überall eng gesprochen. Im übrigen hege ich dringend den Wunsch, es möge sich Piktert von seiner Auffassung zur richtigeren bekehren. Es wäre lebhaft zu bedauern, wenn die irrtümliche Lehre in weiteren Kreisen Boden faßte.

Zum Schluß noch ein paar einzelne Bemerkungen. Piktert meint, in sehen, nahe sei der Buchstabe h, „die Erinnerung an das ch, das früher hier gesprochen ward“; aber so weit die deutsche Sprache unserer Beobachtung zugänglich ist, ist hier niemals ein ch gesprochen worden. Es kann auch keine Rede davon sein, daß dieses ch in Wörtern wie hoch noch vorhanden sei: dieses ch ist der Ausfluß eines Gesetzes, wonach einem schwächeren Laut des Wortinneren ein kräftigerer im Wortende entspricht. Nach Pikterts Anschauung will die Bühnenaussprache des g (wie in franz. garder, guérir) „dem g den eigentlichen Klang geben“; aber einen eigentlichen Klang des g gibt es gar nicht; im Altsächsischen des Heliand war der „eigentliche Klang“ des g ein „Zischlaut“, wie es Piktert nennt, ein Laut, wie ihn noch heute gewisse Gegenden des Niederdeutschen sprechen. Es ist auch durchaus nicht zu erweisen, daß in Verk, Sark, wie es in manchen hessischen Mundarten heißt, die „echte“, eigent-

liche Aussprache des g erhalten sei. Denn es heißt in hessischen Mundarten auch *Fluk*, *Schuk*, (*Floh*, *Schuh*), wo zweifellos am Wortende in früherer Zeit ein *ch* gestanden hat; es kann also auch Verk auf älteres *berch* zurückgehen. Endlich ist es unrichtig, daß das Zeichen ä

erst neuerer Entstehung ist („auch Luther gebrauchte es nicht“, meint Vidert). Ein Blick in Weinholds mittelhochdeutsche Grammatik oder seine Grammatiken des Alemannischen und des Baprischen genügt, um das Gegenteil festzustellen.

Neue Literatur zu Georg Büchner.

Von Anton Büchner.

In auffälliger Menge sind neuerdings Schriften über Georg Büchner und seine Werke erschienen. Man weiß, wie ängstlich sich die Literaturgeschichte lange Zeit jeder belangvolleren Äußerung über diesen Dichter zu enthalten gewußt hat, weiß auch, daß es erst der hundertste Geburtstag Büchners im Jahre 1913 war, der weiteren Kreisen seine Bekanntheit vermittelte, daß endlich die politischen Ereignisse und Parteireklame Mann und Werk für kurze Zeit fast in den Mittelpunkt des literarischen Interesses trieben. Nun scheint der Krampf gewichen, und die Wissenschaft legt in Ruhe ihre Studien vor. Auf einige dieser in den letzten Jahren entstandenen Arbeiten soll hier aufmerksam gemacht werden; wenn auch von verschiedenem Gewicht, stellen sie doch zusammen eine wesentliche Bereicherung und Förderung der Büchnerforschung dar, die in der von Fritz Bergemann besorgten neuen Insel-Ausgabe des Dichters (1922) nun auch zuverlässigeres Material erhalten hat als seither vorlag.

Heinz Lippmann („Georg Büchner und die Romantik“, München, Max Hueber, 1923) sucht, dem Titel seiner Arbeit entsprechend, den Dichter „aus seiner historischen Situation zu deuten“. Er versteht die Problematik seiner Erscheinung aus seiner Stellung zwischen den Zeiten, seiner Zugehörigkeit zu den Erlebniswelten der Romantik und des jungen Deutschland. Er erkennt Büchner als Vertreter der „dionysischen“ Tendenz innerhalb der Romantik, als Verherrlicher des „Lebens als höchsten Begriffs alles Seins“, als Propheten einer Genußreligion, und knüpft die Fäden weiter unter den Stichworten „Natur und Volksmythos“, „Komödie und Tragödie“, „Politik und Revolution“, „Die Form“. Man wird seinen Deduktionen nicht überall Folge leisten wollen (die Parallele zwischen dem Totengräberspiel in Kerners „Reiseshatten“ und „Wozzeck“ ist durchaus anfechtbar; sie stellt keineswegs reale Tatsachen einander gegenüber, jedenfalls ist die Vermutung einer Beeinflussung aus dieser Richtung abzulehnen) und kann seine Schrift dennoch als einen ungemein geistvollen Beitrag zur Klärung dieser Probleme begrüßen.

Thematisch verwandt ist die Arbeit von Armin Renker über „Leonce und Lena“ („G.B. und das Lustspiel der Romantik“, Berlin 1924; German. Studien 34), dem, soviel ich weiß, bisher nur E. L. Stahl eine kleine Sonderpublikation gewidmet hat. Die nahen stofflichen und formalen Beziehungen von Büchners Ko-

mödie zum romantischen Lustspiel, namentlich Brentanos („Ponce de Leon“) und Tiecks sind seit langem bekannt; Renker führt die früheren Untersuchungen auf verbreiteter Basis weiter und fügt seine Entdeckung einer starken Abhängigkeit Büchners von Mussets „Fantasie“ (über die er schon im „Inselnschiff“ 1922 kurz berichtet hatte) ein. Bedeutenden Raum in seiner Studie nehmen die „Vergleichsstellen“ ein (Shakespeare, Holberg, Maler Müller, Lenz, Jean Paul, Chamisso, Platen, Brentano, Musset, Tieck); man gewinnt so manche neue Einblicke in die Lektüre des Dichters, ohne nun unter dem Eindruck so verschiedenartiger literarischer Beziehungen der Dichtung den Schluß auf mangelnde Originalität ziehen zu müssen (man entsinne sich der ganz anders gemeinten „Gegenfragungen“ Paul Albrechts in seinem berühmtesten Sammelwerk über Lessings Plagiate!); Renker selbst sieht seine Hauptaufgabe darin, die Selbständigkeit seines Dichters trotz der Übernahme fremden Stoffes zu erweisen. Das Vorbild wird unter seiner Hand zu einem in Gehalt und Form völlig neuen, letzten Endes unvergleichbaren poetischen Gebilde. Befremden an seiner Arbeit, die als Endergebnis die „Paradoxie“ einer durch aus unromantischen geistig-künstlerischen Artung Büchners trotz stärkster romantischer Einflüsse aufstellt, mag die Skepsis hinsichtlich der vermutlichen Weiterentwicklung des Dichters: man wird die Verfassung des aus fabelhafter Aktivität Herausgerissenen nicht als die eines „geistig Übersatten“ bezeichnen wollen, dem die „Apoplexie“ drohte; freilich sind die Dokumente seiner Genese und Entfaltung so spärlich und individueller Interpretation ausgesetzt, daß hier wie in zahlreichen anderen Punkten schwerlich so bald eine Einigung erzielt werden dürfte.

Dem Erstling des Dichters gilt eine Erlanger Dissertation des Saran-Schülers Fritz König („Georg Büchners „Danton““, Halle, Niemeyer, 1924; Bausteine zur Gesch. d. d. Lit. 19). Der Verfasser hätte gut getan, einen weniger weiten Titel zu wählen; denn seine Arbeit bietet keineswegs eine umfassende Monographie, wie man wohl erwarten möchte; die Entstehungsgeschichte wird nur gestreift, über Quellen und Formgebung fällt kaum ein Wort; König beschränkt sich auf eine Untersuchung des Gehalts der Dichtung und stellt sich zunächst die nicht ganz einfache Aufgabe einer korrekten Nachzeichnung der inneren Entwicklung Dantons und seines Antagonisten